



Hoffnungs- träger:innen

Seite 8

**Kleine Schwestern
Jesu: Hoffnung geben
im „Orangeland“**

Seite 12

**Sr. Alfonsa Karapata:
Hoffnung in Zeiten
des Kriegs**

Seite 14

**80 Jahre Ende Zweiter
Weltkrieg - ein
Hoffungsbericht**



Seite 8
Kleine Schwestern Jesu: Hoffnung
geben im „Orangeland“



Seite 12
Sr. Alfonsa Karapata:
Hoffnung in Kriegszeiten



Seite 14
80 Jahre Ende Zweiter Weltkrieg – ein
Hoffnungsbericht

Inhalt

- 03** Editorial
- 04** Im Porträt:
Sr. Barbara Flad
- 06** Hoffnungsträger:in zu sein
bedeutet für mich ...
- 08** Kleine Schwestern Jesu Graz:
Hoffnung geben im „Orangeland“
- 10** Ein Fach, das Horizonte öffnet:
Religionsunterricht in der Schule
- 11** Kolumne: Otto Friedrich
- 12** Sr. Alfonsa Karapata: Hoffnung
in Zeiten des Kriegs
- 14** 80 Jahre Ende Zweiter Weltkrieg –
Erinnerungen zweier Ordensfrauen.
Eine Hoffnungsgeschichte
- 16** „Ich muss jetzt einfach Mensch sein“ –
Sr. Eliza Maria Kreimel ist Hoffnungs-
trägerin im Karmelitinnenkloster
Maria Jeutendorf
- 18** Ordensspitäler als Orte gelebter
Hoffnung: Auf Hoffnungsvisite
- 20** Helfen und Hoffnungsfunken
säen – FRANZ HILF
- 22** Wordrap mit Iris Fichtinger
- 23** Personalia
- 24** Was mich bewegt



Das Foto entstand am „Ordenstag Young“ 2024 und
zeigt Hoffnungsträgerin Sr. Anne Buchholz MC. © ÖÖK/emw

Impressum: 65. Jahrgang 2025/Heft 2

Verleger (Medieninhaber) und Herausgeber: Ordenskonferenz Österreich (Sr. Christine Rod, 1010 Wien, Freyung 6/1, Tel.: 01/53512 87, Fax: 01/53512 87-30. **E-Mail:** medien@ordensgemeinschaften.at; **Internet:** www.ordensgemeinschaften.at. **Für den Inhalt verantwortlich:** Sr. Christine Rod, Medienbüro. **Redaktion:** Teresa Bruckner, Markus Lahner, Renate Magerl, Elisabeth Mayr-Wimmer, Robert Sonnleitner (CvD). **Layout:** Komo Wien. **Hersteller:** Gugler Medien GmbH, Auf der Schön 2, 3390 Melk. Offenlegung gemäß § 25 Medien-gesetz: Die „Ordensnachrichten“ sind das offizielle Kommunikationsorgan der Ordenskonferenz Österreichs für Ordensleute und leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Tätigkeitsbereichen der Orden: Ordensspitäler, Pflegeheime und Kurhäuser, Ordensschulen, Kulturgüter, Katholische Kindertagesheime, Bildungshäuser sowie Medienschaffende und Entscheidungsträger:innen.
Auflage: 3.500 Stück



Hoffnungsträger:innen

Liebe Leserin, lieber Leser,

Ende März habe ich in meiner Pfarre einen Familiengottesdienst zum Thema „Gott gibt dich nicht auf!“ gestaltet. Ausgangspunkt war das Gleichnis vom Feigenbaum, der keine Frucht bringt und deshalb gefällt werden soll. Dem Gärtner gelingt es, noch ein Jahr Schonfrist bei seinem Herrn herauszuschinden – und plötzlich hat der Baum eine zweite Chance gewonnen!



Am Beispiel des Gärtners zeigt sich, was eine Hoffnungsträgerin bzw. einen Hoffnungsträger auszeichnet: Sich nicht in das vermeintliche Schicksal fügen und klein begeben, sondern an das Unmögliche glauben und sich engagiert dafür einsetzen.

Unsere Welt steht vor zahlreichen Herausforderungen – von der sozialen Ungleichheit über Umweltkrisen und Kriege bis zu einer zunehmenden Entfremdung vieler Menschen vom Glauben, und man könnte dabei leicht resignieren. Gerade in diesen Zeiten sind Hoffnungsträger:innen wichtiger denn je. Sie sind es, die Mut machen, Orientierung geben und durch ihr Beispiel zeigen, dass das Gute trotz aller Widrigkeiten möglich ist.

Für Ordensgemeinschaften bedeutet das eine besondere Verantwortung. Denn wer, wenn nicht wir, soll Zeugnis für die Hoffnung ablegen? In jeder Berufung liegt ein tiefer Ruf, Licht in die Dunkelheit zu bringen. Wie die vielen Beispiele in dieser Ausgabe der OrdensNachrichten zeigen, ist die Hoffnung, die von Ordensleuten ausgeht, weit mehr als das Verbreiten von positiver Stimmung und naiver Zuversicht – es ist die tiefe Überzeugung und das absolute Vertrauen, dass für Gott nichts unmöglich ist und Resignation deshalb fehl am Platz ist.

Auf den folgenden Seiten werden Sie sehen, dass zu den Hoffnungsträger:innen von heute nicht nur große Persönlichkeiten zählen, sondern oft auch jene, die in aller Stille treu ihren Dienst tun – in der Seelsorge, in sozialen Projekten oder auch im Gebet für die Sorgen anderer. Ihr Beispiel zeigt: Christliche Hoffnung kann viel bewirken und weite Kreise ziehen.

In diesem Sinn: Bleiben Sie hoffnungsfroh! 

Markus Lahner

Im Porträt: Sr. Barbara Flad

Barmherzige Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul in Zams

von Robert Sonnleitner



„Meine seelsorgliche Ausbildung ist meine größte Stärke. Es geht immer darum, das Wesentliche hinter den Worten zu erkennen.“

Sr. Barbara Flads Weg in eine Ordensgemeinschaft war keineswegs vorgezeichnet – im Gegenteil. Nach dem Abitur zog es die 1977 geborene Münchnerin für ein Auslandsjahr nach England, wo sie in einer WG mit einer 80-jährigen Ordensfrau lebte. „Eines Tages fragte sie mich, ob ich je darüber nachgedacht hätte, Ordensfrau zu werden“, erinnert sich Sr. Barbara Flad. „Ich war völlig irritiert. Ich fragte mich: Was strahle ich denn aus, dass sie auf so eine Idee kommt?“

Die Frage verursachte in ihr eher Angst als Neugier. Sie wollte heiraten und eine Familie gründen. „Wenn dieser Wunsch so tief in mir verwurzelt ist“, dachte sie, „dann kann ich mir nicht vorstellen, dass Gott etwas anderes für mich will.“

Sr. Barbara Flad begann ein Studium der Sozialen Arbeit und der Katholischen Theologie. Während dieser Zeit verliebte sie sich in einen Kommilitonen – mit dem besonderen Umstand: „Mein Freund wollte Priester werden.“ Die Gespräche drehten sich bald nicht nur um seine, sondern auch um ihre Berufung. „Er sagte zu mir: Du studierst Theologie – also hat Gott etwas mit dir vor. Das brachte mich ins Grübeln.“

Sie suchte geistliche Begleitung und begann, sich intensiver mit ihrer Berufung auseinanderzusetzen. Am Ende des Studiums entschieden sie und ihr Freund, eine bewusste Beziehungspause einzulegen. In dieser Zeit wollte sie eine Ordensgemeinschaft kennenlernen. „Mein damaliger Freund kannte eine Vinzentinerin, die in Peru arbeitet. Die Gemeinschaft suchte regelmäßig Freiwillige.“

Sie reiste zum Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern nach Zams, bewarb sich – und wurde angenommen. In Peru lebte und arbeitete sie mit den Schwestern. Dabei spürte sie: Das ist mein Weg.

Im September 2005 trat sie in die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul ein. Nach ihrer Ordensausbildung war sie in der Krankenhausseelsorge tätig, später als Hausoberin im Krankenhaus St. Vinzenz. Seit 2021 war sie Generalvikarin und promovierte im selben Jahr in Philosophie mit Schwerpunkt Palliative Care.

Am 2. Jänner 2025 wählte das Wahlkapitel Sr. Barbara Flad zur Generaloberin für drei Jahre. Sie trägt Verantwortung für die Gemeinschaft und das vom Orden geführte Unternehmen mit rund 1.800 Mitarbeitenden in sozialen, medizinischen, pädagogischen und gastronomischen Einrichtungen in Tirol, Vorarlberg, Kärnten, Südtirol und Peru.

„Das ist eine große Herausforderung“, sagt sie. „Es gibt kaum etwas, das nicht auf meinem Schreibtisch oder in meinem E-Mail-Postfach landet.“ Anfangs zweifelte sie: „Ich dachte: Jetzt bräuchte ich BWL, um Bilanzen zu lesen, oder ein Jura-Studium, um Gesetzestexte zu verstehen. Doch dann zeigte sich: Meine seelsorgliche Ausbildung ist meine größte Stärke.“ Vor allem das Zuhören sieht sie als zentrale Fähigkeit. „Ich habe mit sehr unterschiedlichen Menschen zu tun – von der hochbetagten Mitschwester bis zum Juristen oder BWLer. Es geht immer darum, das Wesentliche hinter den Worten zu erkennen.“

Für ihre Hobbys, Musik, Wandern und Skitouren, bleibt derzeit kaum Zeit. „Langeweile gibt es in meinem Leben selten.“ ☺



Für die Hobbys von Sr. Barbara Flad, Musik, Wandern und Skitouren, bleibt derzeit kaum Zeit.

Hoffnungsträger:in zu sein, bedeutet für mich ...



Andreas Heindl
Personalentwickler
und FH-Lektor

„ Mit Liebe rechnen – trotz allem

Ich bin davon überzeugt, dass sich Menschen und Situationen zum Guten wenden können. Immer wieder suchen wir nach Liebe – und helfen einander. Diese Erfahrung bestätigt sich für mich im Alltag. Für mich ist das ein Zeichen der Hoffnung, für andere vielleicht Ausdruck von Naivität.

Ich weiß nicht genau, ob es Gott ist, meine Grundhaltung oder mein Glaube, der mich leitet. Aber ich weiß sicher: Diese Herangehensweise hilft mir, auch in schwierigen Situationen handlungsfähig zu bleiben – und mit Liebe zu rechnen.

Diese Hoffnung ist ansteckend. Sie überträgt sich auf andere. Immer wieder tun sich neue Möglichkeiten auf, Gutes entstehen zu lassen. In diesem Sinn finde ich in der Hoffnung meinen Glauben bestätigt – und grundvernünftig.



Evi Gasser
Illustratorin für Kinderbücher
und vieles mehr, z.B. Wimmelbild
der Ordenskonzferenz

„ An das Gute glauben

Hoffnung bedeutet für mich, an das Gute zu glauben und gemeinsam an einem besseren Miteinander zu arbeiten.

Meine Illustrationen für religiöse Kinderbücher und Projekte sollen einladen, Zufriedenheit zu empfinden und stets positiv zu denken. Mit fröhlichen und bunten Farben, freundlichen Figuren und inspirierenden Motiven möchte ich Menschen ein Lächeln ins Gesicht zaubern und sie daran erinnern, die kleinen Dinge im Leben zu schätzen und mit dem Herzen dankbar zu sein.

Gleichzeitig sollen meine Zeichnungen Hoffnung wecken und Mut machen, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Ich möchte eine Atmosphäre schaffen, die Freude und Wärme ausstrahlt und ein Gefühl erzeugt, dass das Leben schön ist und es immer einen Grund gibt, Hoffnung zu haben.



Sascha Schier
Geschäftsführer des
Schulvereins der
Dominikanerinnen

„ Hoffnung weitertragen – Bildung mit Haltung

Als Geschäftsführer einer Ordensschule trage ich gemeinsam mit dem Vorstand, den Leiter:innen, allen Pädagog:innen und Mitarbeiter:innen die Verantwortung für das Fortführen des wertvollen Erbes der Schwestern.

Die Tradition, eine Schule der Hoffnung und des Glaubens zu sein, lebt in unserem täglichen Handeln weiter. Dabei geht es nicht nur um die Erhaltung der Infrastruktur, sondern vor allem darum, den Pädagog:innen einen Raum zu bieten, in dem sie ihre Berufung leben können. Unsere Schüler:innen sollen nicht nur Wissen erlangen, sondern auch die Hoffnung, die ihnen Orientierung und Stärke für die Zukunft gibt. Hoffnungsträger:innen zu sein bedeutet, dieses Erbe lebendig zu halten und mit jedem Tag weiterzugeben.



P. Johann Ring OSFS

Wahlfahrtseelsorger
in der Pfarre
Urfahr-Pöstlingberg

” Kinder – Pilger:innen der Hoffnung

Wenn ich an Sonn- und Feiertagen in einer unserer Pfarrgemeinden Gottesdienst feiere, freue ich mich immer ganz besonders, wenn auch Kinder mitfeiern. Manche von ihnen gehen dann zu unserer Kinderecke, manche trauen sich, im Mittelgang nach vorne zu kommen und zu schauen, was ich da mache. Ich lade die Kinder auch immer ein, zum Vater Unser an den Altar zu kommen, um damit unsere Gemeinschaft um unseren Herrn Jesus Christus auszudrücken; sie tun das mit einer großen Freude.

Kinder sind für mich die Hoffnungsträger nicht nur für unsere Kirche, sondern für unsere Gesellschaft als Ganzes. Sie schauen noch mit großem und unverfälschtem Vertrauen in unsere Welt und in ihre Zukunft. Nicht selten habe ich in der Schule und Pfarrgemeinde erlebt, dass Kinder uns Erwachsenen vorleben, wie gelingende Gemeinschaft geht: Alle haben einen Platz und sind so angenommen, wie sie Gott geschaffen hat. Sie sind für mich die Pilger der Hoffnung in unserer oft so kalten Welt.



Sr. Elisabeth Knapp SSM

Leiterin der Delegation
Österreich der Schwestern
von der Schmerzhaften Mutter

” Ein Samenkorn der Hoffnung

„Hoffen – wider aller Hoffnung, glauben, dass es dennoch weitergeht“ – dieser Liedanfang kommt mir in den Sinn, wenn ich an mein Hoffnungs-trägerin-Sein denke.

Hoffnung braucht, wer verzweifelt ist, wer Leidsituationen erlebt, wer verzagt ist, wer sich in sich eingesperrt fühlt, wer selbst gerade nicht glauben kann. Als Franziskanerin freue ich mich, wenn ich genau dann da sein darf – durch mein Zuhören, mit einem Taschentuch, durch mein Mithalten – und mitten in Leid und Not, in Schwierigkeiten und Traurigkeit ein Samenkorn der Hoffnung streuen darf, die Hoffnung, dass es dennoch weiter gehen wird, dass alles gut werden wird, dass wir in allem in Gottes Hand geborgen sind.



Die beiden Kleinen Schwestern Marianne (links) und Myriam Johanna (rechts) leben bewusst in kleiner Einheit verwurzelt im konkreten Alltag der „kleinen Leute“. „Unsere Wohnungstür bleibt offen, wenn wir zu Hause sind.“



Mittelpunkt der Wohnung ist der kleine Gebetsraum. Hoffnung und Glaube sind eng miteinander verbunden; das tägliche Gebet hilft, beides zu bewahren.

Hoffnung geben im „Orangeland“

von Robert Sonnleitner

Im Herzen des multikulturellen Grazer Bezirks Jakomini leben die beiden Kleinen Schwestern Jesu Marianne und Myriam Johanna. Ihr Zuhause liegt im sogenannten „Orangeland“ – benannt nach den markant orangefarbenen Fassaden der umliegenden Wohnblöcke. Inmitten einer Nachbarschaft, die überwiegend muslimisch geprägt ist, gestalten sie ihren Alltag in bewusst gewählter Einfachheit und teilen das Leben mit den Menschen um sie herum.

Das Motto „Pilger:innen der Hoffnung“ begleitet uns durch dieses Jahr. Was bedeutet es für Sie, Pilgerinnen der Hoffnung zu sein?

Kl. Sr. Marianne: Um Pilgerin der Hoffnung zu sein, muss diese Hoffnung zuerst in mir selbst lebendig sein. Für mich ist sie ganz tief in Jesus Christus verwurzelt – in seiner heilenden, befreienden Botschaft. Aus dieser inneren Quelle heraus versuche ich, in jedem Menschen ein geliebtes Geschöpf Gottes zu sehen – unabhängig davon, woher jemand kommt oder wer er ist. Wenn das spürbar wird, kann es auch dem Gegenüber Hoffnung schenken.

Kl. Sr. Myriam Johanna: Ich sehe das auch so. Für mich bedeutet es auch, unterwegs zu sein – noch ohne zu sehen, worauf man hofft, trotz allem. Gerade das „trotz allem“ ist für mich entscheidend. Gemeinsam mit anderen auf dem Weg zu sein, offen zu bleiben – so wie die Emmausjünger, die unterwegs sind, Fragen stellen, sich austauschen, und dann dem begegnen, der sie begleitet. Dieses offene Herz ist wesentlich.

Kl. Sr. Marianne: Für mich sind auch Hoffnung und Glaube eng miteinander verbunden. Ohne Glauben kann Hoffnung nicht bestehen. Und um sie lebendig zu halten, brauche ich ein Ziel, auf das ich zugehe.

Kl. Sr. Myriam Johanna: Es ist ein Miteinander. So wie wir hier leben – zu zweit, in einer kleinen Gemeinschaft mitten unter den Menschen. Wir versuchen, Hoffnung zu schenken – und erleben zugleich, wie viel Hoffnung uns von den Menschen entgegengebracht wird.

Wie tragen Sie diese Hoffnung nach außen?

Kl. Sr. Myriam Johanna: Die meisten unserer Nachbarinnen und Nachbarn sind gläubige Muslime. Ich glaube, wir schenken ihnen Hoffnung allein schon dadurch, dass sie wissen: Wir beten auch. Nicht auf dieselbe Weise – wir sind Christinnen –, aber wir sind gemeinsam im Gebet. Wir haben im Ramadan zwar nicht mit ihnen gefastet, aber mitgefeiert. Und ihnen ist bewusst geworden, wir haben jetzt Ostern gefeiert – das verbindet.

Kl. Sr. Marianne: Sie nehmen dann auch Anteil an unseren Festen. Ich finde das schön, wenn wir uns gegenseitig bereichern. Oft fragen sie uns: „Wie betet ihr eigentlich?“ – Das ist eine Frage, die immer wieder kommt. Und sie zeigt: Im Gebet liegt eine gemeinsame Sprache.

Ihr Einsatz ist vor allem in der Nachbarschaft spürbar?

Kl. Sr. Marianne: Ja, unser Schwerpunkt liegt ganz klar im unmittelbaren Umfeld. Meine Mitschwester arbeitet im Krankenhaus, ich selbst bin jeden Mittwoch im Tageszentrum. Das ist ein Rastplatz für Menschen, deren Mittelpunkt die Straße ist, wo ich einfach präsent bin. Und ich mache regelmäßig Gefängnisbesuche.

Kl. Sr. Myriam Johanna: „Präsenz“ ist für mich das zentrale Wort. Ich arbeite im Elisabethinen-Krankenhaus im Patientenservice, vor allem auf der geriatrischen Psychiatrie. Dort ist es nicht immer leicht, Hoffnung zu bewahren, und trotzdem ist es die Präsenz, das Dasein, die in die Begegnung geht und die Hoffnung gibt, auch wenn es manchmal ziemlich schwer ist.

Wie schaffen Sie es dann, nicht die Hoffnung zu verlieren?

Kl. Sr. Myriam Johanna: Zum einen ist da das Team, das immer wieder mit großem Engagement versucht zu helfen. Und zum anderen hilft mir das tägliche Gebet – das alles, was ich erlebe, am Morgen vor Gott zu bringen.

Was erleben Sie im Tageszentrum, Sr. Marianne?

Kl. Sr. Marianne: Viele, die zu uns kommen, sind nicht obdachlos, aber fast alle sind arbeitslos. Sie haben viel Zeit und wenig Geld. Bei uns finden sie einen Ort, wo sie einfach da sein und ungezwungen sein dürfen – mit ihren Hunden, mit einer Tasse Kaffee oder Tee, manchmal einem kleinen Imbiss. Auch ein Bier ist erlaubt – nur keine starken Getränke. Was mich bewegt: Viele haben große Gaben, Talente – und finden doch keine passende Arbeit. Sie leiden darunter. Aber es ist schön zu erleben, wie offen sie miteinander umgehen. Da muss sich niemand verstecken, jeder kennt die Stärken und Schwächen der anderen.

Und im Gefängnis? Was erleben Sie dort?

Kl. Sr. Marianne: Ich spreche mit den Gefangenen; man hat jeweils eine halbe Stunde Zeit. Da ist zum Beispiel Ahmed – er kennt hier niemanden, hat keinen Kontakt mehr zur Familie. Auch wenn ich für ihn nicht viel tun

kann, so ist für ihn allein schon der Besuch ein großes Geschenk. Wir dürfen nichts mitbringen, aber wir reden über vieles. Er ist Muslim, interessiert sich aber auch für das Christentum – nur kann er das gegenüber seinen muslimischen Mithäftlingen nicht offen sagen, sonst hätte er Schwierigkeiten.

Viele Menschen im Gefängnis sind nicht zufällig dort. Wie gehen Sie damit um?

Kl. Sr. Marianne: Ich frage nie, warum sie sitzen. Ich möchte dem Menschen begegnen, wie er mir jetzt gegenübersteht – hier und heute.

Sie leben in einer Nachbarschaft mit vielen Musliminnen und Muslimen. Gibt es keine Berührungängste?

Kl. Sr. Myriam Johanna: Nein. Wir akzeptieren sie – und sie uns. Manchmal braucht es Zeit, um Vertrauen aufzubauen, aber wichtig ist: aufmerksam sein, die kleinen Dinge wahrnehmen, die Freuden und Sorgen der anderen mittragen. Da hat Marianne ein besonderes Talent: beharrlich auf Begegnung zu hoffen.

Kl. Sr. Marianne: Unsere Wohnungstür bleibt offen, wenn wir zu Hause sind. Manchmal stehen unsere Nachbarinnen plötzlich im Wohnzimmer – sie wissen, sie sind jederzeit willkommen. Das ist Teil unseres Lebens: nicht hinter Klostermauern, sondern mittendrin – so, wie es unsere Gründerin wollte. Verwurzelt im konkreten Alltag der „kleinen Leute“, in Nähe und Mitmenschlichkeit, um die Gegenwart Gottes mitten im Leben sichtbar werden zu lassen.

Danke für das Gespräch. ☺



Die Kleinen Schwestern Jesu

Die Kleinen Schwestern Jesu sind eine katholische Frauengemeinschaft, die 1939 von der Kleinen Schwester Magdeleine Hutin (1907–1989) ins Leben gerufen wurde. Ihre Wurzeln reichen in die geistliche Tradition von Charles de Foucauld zurück – einem französischen Priester, der unter den Tuareg in der Sahara ein zurückgezogenes Leben in Einfachheit und Geschwisterlichkeit führte. Die Kleinen Schwestern Jesu leben und wirken bewusst immer mitten unter den einfachen, „kleinen“ Leuten.



Marie-Theres Igrec, Leiterin des Bereichs Bildung und Ordensschulen der Österreichischen Ordenskonferenz, ist überzeugt davon, dass Religionsunterricht Hoffnung geben kann.

Ein Fach, das Horizonte öffnet

von Teresa Bruckner

Religionsunterricht ist ein besonderes Fach in der Schule: Er hat das Potenzial, Horizonte zu weiten und Kindern und Jugendlichen dadurch Hoffnung zu geben.

Kriege, Krisen, Unsicherheit – wir leben in Zeiten, in denen Menschen, gerade auch Kinder und Jugendliche, auf der Suche nach Halt und Orientierung sind. Eine wichtige Rolle kann dabei der Religionsunterricht spielen: Er geht über das unmittelbar Beantwortbare hinaus, hat das Potenzial, den Horizont zu weiten und dadurch Hoffnung zu geben.

Für die Leiterin des Bereichs Bildung und Ordensschulen der Österreichischen Ordenskonferenz, Marie-Theres Igrec, ist Religionsunterricht ein wichtiger Bestandteil des Bildungssystems. Das ergibt sich zum Teil aus dem Evangelium selbst: Es leitet dabei an, ein gutes Leben zu führen und das Leben anderer und der Gesellschaft zum Besseren zu gestalten.

Religionsunterricht trägt außerdem zu einem besseren Verständnis der eigenen Kultur bei. Schließlich ist unsere Welt stark von religiöser Sprache und von religiösen Deutungsmustern geprägt. „Wenn wir unseren Kontext und

unsere Geschichte verstehen wollen, dann brauchen wir auch eine bestimmte religiöse Alphabetisierung“, sagt Igrec. Dabei ist es einerseits wichtig, sich mit der eigenen Religion auseinanderzusetzen. Essenziell ist es für die Bildungs-Bereichsleiterin andererseits aber auch, zu lernen, tolerant gegenüber anderen Religionen zu sein.

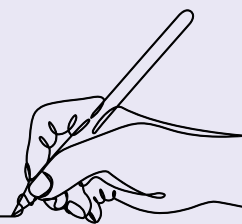
Religion mit besonderer Aufgabe im Fächerkorpus

Betrachtet man das Fach Religion im Kontext der Schule, fällt auf, dass es anders ist als andere Fächer. Diese sind oft stark darauf ausgerichtet, Wissen wiedergeben zu können. Religionsunterricht hat hier – gemeinsam mit Gegenständen wie Musik oder Kunst – eine besondere Stellung. „Es ist wichtig, dass es da einen Bereich gibt, in dem auch Fragehorizonte geöffnet und offengehalten werden und man auch aushalten lernt, dass es nicht für alles sofort eine Antwort gibt“, ist Igrec überzeugt.

Religionsunterricht fördert damit Persönlichkeitsbildung und Menschenbildung. Schüler:innen lernen, ein durch-



Verzweiflung statt Hoffnung?



aus emotionales und biografisch geprägtes Thema wie Religion zu versprachlichen und zu argumentieren. „Ich glaube, dass es für ein humanistisches Bildungsverständnis ganz wesentlich ist, dass es Fächer gibt, die nicht nur Ausbildung, sondern auch Menschenbildung fördern. Fächer, in denen man mit der eigenen Person und Biografie in Berührung kommt, argumentieren lernt, im Miteinander lernt, die eigenen Meinungen, aber auch die Meinungen anderer auszuhalten und unterschiedliche Perspektiven kennenlernt“, sagt Igrec.

Wesentlich für Demokratie

Für Igrec leistet religiöse Bildung auch einen wesentlichen Beitrag in der Demokratieerziehung: „Wenn wir in einer Demokratie leben, in der Menschen sich ihre Werte immer wieder selbst aushandeln und kommunizieren müssen, müssen sie so gut geschult sein, dass sie das auch können. Das ist sehr wichtig für das Wertefundament und die Demokratie des Staats.“

Damit ist allerdings nicht nur katholischer bzw. christlicher Religionsunterricht gemeint. Um Kinder und Jugendliche zur Pluralitätsfähigkeit zu erziehen, muss es verschiedene Zugänge und damit auch verschiedene Religionsunterrichte geben. Dabei ist laut Igrec zu bedenken: „Es ist im Sinne der Zukunftsfähigkeit von Religionsunterricht wichtig, dass wir stärker in Kooperationsformen investieren, auch im Sinne der interreligiösen Kompetenz.“

Glaube bewegt

Religion und Religionsunterricht können also Hoffnung vermitteln: „Glaube ist nicht nur etwas, das mich individuell tröstet und Halt gibt, sondern es ist etwas, das bewegt. Glaube ist etwas, das eine andere Sicht auf die Welt ermöglicht. Er hilft, die Dinge nicht nur über ihre unmittelbare Zielsetzung und ihren Zweck zu betrachten, sondern zu sagen, da gibt es ein größeres Ganzes, auf das es sich lohnt, hinzuarbeiten.“

Anfang April äußerte sich die russische Historikerin Irina Scherbakowa im ORF über ihr Land und das, was der Ukraine Krieg anrichtet. Scherbakowa, 76, ist Mitgründerin der Menschenrechtsorganisation „Memorial“, die 2022 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, und die sich vor allem die Aufarbeitung der stalinistischen Gewaltherrschaft auf ihre Fahnen geschrieben hat. Natürlich ist Memorial im kriegführenden Russland verboten, und Scherbakowa lebt heute in Berlin im Exil. Im zitierten Interview warnte Scherbakowa Europa davor, Wladimir Putin auf den Leim zu gehen: Putin versuche, die Ukraine mit Gewalt zu unterwerfen und Europa mit einer hybriden Kriegsführung, zu der Desinformation, Propaganda sowie das Unterstützen von Populisten gehören, zu destabilisieren. Auf die Frage, was ihr in all den gewalttätigen Krisen der Welt noch Hoffnung mache, antwortete Scherbakowa mit einem Zitat der russischen Schriftstellerin Anna Achmatowa: „Manchmal ist Verzweiflung besser als Hoffnung.“

Dieser auf den ersten Blick die Hoffnung verneinende Zugang ist mehr als einen Gedanken wert. Denn Achmatowa, selber ein Opfer des stalinistischen Terrors, bringt damit zum Ausdruck, dass man vor den Schmerzen der Realität nicht die Augen verschließen darf. Hoffnung sei oft mit Illusionen verbunden, meinte auch Scherbakowa im Interview, während die Verzweiflung den Blick für das wahre Ausmaß einer Katastrophe kläre.

Die Passion Christi hält ja ähnliche Momente bereit: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, schreit der Gekreuzigte knapp vor seinem Tod. In diesen Schrei mischen sich die Notschreie der geschundenen Menschen unserer Tage. Es gibt da nichts zu beschönigen. Und Christinnen und Christen sind aufgefordert, sich gegen das Unrecht zu stemmen, welches diese Not verursacht. Dass Christen einem nachzufolgen versuchen, der „gegen alle Hoffnung voll Hoffnung geglaubt hat“ (Röm 4,18), ändert nichts daran: Sie müssen der Wirklichkeit dieser Welt gegenüberstehen.

Otto Friedrich
ehemaliger stellv. Chefredakteur der „Furche“

Der Inhalt gibt ausschließlich die Meinung des Autors wieder.



In bewegenden Worten schilderte Sr. Alfonsa Karapata die Situation in der Ukraine. Sie selbst hat einen Neffen und eine Nichte im Kriegseinsatz.

Hoffnung in Zeiten des Kriegs

von Robert Sonnleitner

Am 7. Mai 2025 gab Sr. Alfonsa Karapata, Provinzoberin der Missionsschwestern vom heiligsten Erlöser in der Ukraine, im Kardinal König Haus (Wien XIII.) tief bewegende, persönliche Einblicke in die Realität des Kriegs in ihrem Land. Im Mittelpunkt des Gesprächs standen das Leben, das Sterben und das Hoffen in Zeiten des Kriegs.

In jeder Generation gibt es Ereignisse, die sich unauslöschlich ins kollektive Gedächtnis einprägen. Und auf die Frage: „Wo warst du, als ...?“ hat man augenblicklich eine Antwort. Für die Generation meiner Eltern ist es die Ermordung John F. Kennedys. Für meine eigene ist es 9/11. Für Sr. Alfonsa Karapata ist es der 24. Februar 2022 – jener Tag, an dem Russland mit einer groß angelegten Invasion die Ukraine überfiel. Damals erfuhr sie um 5.30 Uhr früh im Badezimmer von einer Mitschwester, dass der Krieg begonnen hatte – während sie sich gerade die Zähne putzte. Ihre erste Reaktion: weitermachen. „Wir haben alle gleich reagiert: kleine Schritte. Zähneputzen, weiteratmen, funktionieren.“

An diesem Tag sollte sie sich einer Operation unterziehen. Ein Knoten in der Brust, der Verdacht auf Krebs. „Ich hatte Angst vor der Operation – aber in diesem Moment

war alles relativ geworden. Der Krieg stellte alles in den Schatten.“ Der Arzt, der sie operieren sollte, hatte gerade erfahren, dass sein Haus im Norden des Landes zerstört worden war. Trotzdem sagte er: „Komm. Wir operieren.“

Lwiw, eine Millionenstadt im Westen des Landes, wirkte an diesem Tag wie am Karsamstag. Die Menschen gingen einkaufen, standen vor den Banken – aber in Stille. „Überall war Alarmbereitschaft, aber auch eine seltsame Ruhe“, erinnert sie sich.

Ein Land organisiert sich

Trotz der Schockstarre begann sich das Land schnell zu organisieren. Männer meldeten sich freiwillig zum Wehrdienst, Frauen unterstützten, wo sie konnten. Für Sr. Alfonsa wurde in diesen Stunden klar: „Wir machen weiter – Schritt für Schritt. Und dieser Schritt war Widerstand.“

Die Ordensfrau sprach auch über die religiöse Vielfalt in der Ukraine – von orthodoxen und griechisch-katholischen über römisch-katholische bis hin zu muslimischen Gemeinschaften – und die besondere Rolle, die die Kirchen in Krisenzeiten einnehmen. „Wir haben Erfahrung mit gesellschaftlichem Umbruch. Unsere Kirchen standen schon während der Revolutionen 2004 und 2014 an der Seite der Menschen.“

Veränderte Gesellschaft, wachsender Glaube

Die Kirche wurde rasch zu einem Anker. „Unsere Kirchen waren da, mitten unter den Menschen – wie schon in der Orangen Revolution 2004 oder auf dem Maidan 2014.“ Die Umfragewerte zeigen: Der Krieg ließ viele Menschen wieder nach dem Glauben greifen. „Vor dem umfassenden Krieg sahen sich nur 46 Prozent der Bevölkerung als gläubig – jetzt sind es über 76 Prozent“, erklärt sie. „Nicht, weil alle plötzlich fromm wurden, sondern weil sie Halt suchten.“ Mit der Dauer des Krieges wächst jedoch auch die Enttäuschung. „Viele Menschen fragen: Wo bleibt die Gnade, wo das Wunder? Manche wenden sich wieder ab.“ Für Ordensleute wie sie ist das eine Herausforderung: „Wir müssen ansprechbar bleiben, Räume öffnen – für das Gebet, für Gespräche, für das Schweigen.“

In der Gesellschaft beobachtet Sr. Alfonsa ein starkes Bedürfnis nach Zusammenhalt. „Wir wollen Frieden – aber nicht um jeden Preis. Es geht um unsere Existenz.“ Die Menschen seien solidarischer geworden, aber auch erschöpft. „Wir können nicht ewig im Stress leben, sonst werden wir krank.“ Trotz allem versucht man in Lwiw, eine gewisse Normalität zu wahren. Menschen gehen ins Café, erledigen Einkäufe – aber unter der Oberfläche liegen Trauer und Angst. Jede Familie hat jemanden, der an der Front kämpft oder gefallen ist. Sr. Alfonsa selbst hat einen Neffen und eine Nichte im Kriegseinsatz.

Zerrissenheit und Verlust

Die familiären Verbindungen zwischen der Ukraine und Russland – einst eng, oft sogar innerhalb derselben Familie – sind tief erschüttert. „Viele sprechen nicht mehr miteinander. Zu groß ist der Schmerz“, berichtete sie. „Sie sind in unser Land gekommen, in unsere Häuser. Sie sind der Feind. Wir wollen nicht hassen, aber wir wollen uns verteidigen.“ Auch in ihrer Gemeinschaft lebt man zwischen Trauer und Hoffnung. „Viele meiner Mitschwestern haben Brüder, die an der Front kämpfen oder gefallen oder geflüchtet sind. Und doch sitzen wir gemeinsam an einem Tisch. Das ist nicht leicht.“

Besonders bedrückend sei der Umgang mit dem Tod. In ihrer Stadt, so berichtet sie, gebe es täglich neue Be-

gräbnisse. Wenn ein Sarg durch die Stadt getragen wird, kniet die ganze Bevölkerung – auch im Regen, auch im Schlamm. „Das ist unser letztes Dankeschön.“

Kreativer Widerstand und Hilfeleistung

Ihre Klostersgemeinschaft beteiligt sich aktiv an humanitärer Hilfe. Binnenflüchtlinge wurden aufgenommen, darunter auch eine muslimische Familie. Für Soldaten werden Schutzwesten und Rettungsfahrzeuge organisiert. Leere Patronenhülsen, die einst Tod brachten, verwandeln die Schwestern in bemalte Friedenszeichen. Die seelischen Wunden heilen sie mit Gesprächen, Therapien und Hotlines. „Wir bieten, was wir können. Manche Schwestern sind ausgebildete Therapeutinnen“, so Sr. Alfonsa.

Ein besonderes Anliegen ist das Gebet für die über 16.000 verschleppten Kinder, die nach Russland deportiert wurden. Klöster in der Ukraine bereiten sich darauf vor, diese Kinder bei ihrer Rückkehr aufzunehmen.

Ein Aufruf an Europa

Am Ende ihres Berichts bleibt eine große Bitte: „Wir sind euch sehr dankbar, wenn ihr einfach an uns denkt. Das gibt uns Kraft. Aber wir brauchen euch als Botschafterinnen und Botschafter – Menschen, die erzählen, was wirklich passiert. Denn den Informationskrieg gegen die russische Propaganda haben wir verloren.“ Der Krieg, so betonte sie, sei nicht nur ein territorialer Konflikt, sondern ein Kampf zwischen unterschiedlichen Wertesystemen. Deshalb betreffe er nicht nur die Ukraine, sondern ganz Europa. ☾



Sr. Alfonsa Karapata

Sr. Alfonsa Karapata MSsR ist Provinzoberin der Missionsschwestern vom heiligsten Erlöser in der Ukraine. Die 1998 gegründete Provinz in der Ukrainisch-katholischen Kirche zählt derzeit 27 Schwestern, die in fünf Häusern in Lwiw, Kamjanetz-Podilskyj und Tschernihiw wirken. Letztere Stadt war 2022 bei Kriegsbeginn stark umkämpft.

80 Jahre Ende Zweiter Weltkrieg – Erinnerungen zweier Ordensfrauen. Eine Hoffnungsgeschichte

von Renate Magerl

Am 8. Mai 2025 jährte sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 80. Mal. Die beiden Steyler Missionsschwestern Sr. Maria Theresia Puchinger und Sr. Christamaria Mattes erlebten diese Zeit als junge Mädchen. Sie erzählen von einer Zeit der Not, des Hungers, des Bangens, von einer Zeit, in der Hoffnung das Einzige war, woran man sich festhalten konnte. Und sie geben Einblicke in die Chronik der Schwestern, die von einem Bombenangriff und einem Notquartier in der Wiener Hofburg berichtet.

Handwritten note in German, dated 8. Februar 1945, mentioning the bombing of the Orthopaedisches Spital Speising and the evacuation to the Hofburg. The text includes: "Gestern, 8. Februar 1945, um 15.00 Uhr, Bomben-Treffpunkt am 8. Februar d. 15. Februar 1945. 500 Soldaten, 100 Sanitäter, 80 Schwestern. Keine Toten in den Mädeln. Kinderleben. Schutz Gottes. Immer noch Hoffnung 5.15. bis die Kämpfe enden."

Notiz einer Schwester zum Bombentreffer im Februar 1945. Danach übersiedelte das Orthopädische Spital in das Ausweichquartier in der Hofburg.

Frühjahr 1945: Die letzten Kriegstage sind angebrochen, Europa liegt in Trümmern. Auch das Krankenhaus der Steyler Missionsschwestern in der Gassergasse in Wien-Margareten wird von Bomben getroffen. Fenster bersten, Möbel zersplittern, Mauern fallen wie Domino-Steine zusammen, der Operationssaal wird zerstört – doch wie durch ein Wunder überleben alle: Schwestern, Patient:innen und Mitarbeitende.

Diese dramatische Zeit liegt nun 80 Jahre zurück. Sr. Maria Theresia Puchinger ist damals neun

Jahre alt gewesen. Später ist sie in den Orden der Steyler Missionsschwestern eingetreten und hat viele Jahre lang in der Administration des Orthopädischen Spitals Speising gearbeitet. Jetzt hat sie gemeinsam mit einer Mitschwester die Chroniken des Krankenhauses aufgearbeitet, digitalisiert und so

Ausweichquartier in der Hofburg.

Das Orthopädische Spital war von 1945 bis 1956 in der Hofburg, wo heute die Nationalbibliothek zu finden ist, untergebracht.



für die Nachwelt bewahrt. Sie kennt die Chroniken des Ordens wie keine andere.

Sr. Christamaria Mattes ist 1945 13 Jahre alt gewesen. Im Alter von 17 Jahren hat sie begonnen, auf der Kinderstation des Krankenhauses im Notquartier in der Wiener Hofburg zu arbeiten. Später ist sie ebenfalls der Ordensgemeinschaft beigetreten.

Zwischen Bombenalarm und gelebter Nächstenliebe

Am 8. Februar 1945 ist in der Chronik der Schwestern zu lesen:

„Schon hörten wir das Brummen der Motoren, ein Rasseln, ein Zischen, immer näher – jetzt ein Krachen, Klirren, Beben und Senken des Fußbodens, Wände zitterten, Türen flogen auf, undurchdringliches Dunkel – es hatte bei uns eingeschlagen.“

Sr. Maria Theresia erzählt: „Die Schwestern wussten nicht, ob es Tote gab – die einen waren im obersten Stockwerk, andere im Keller.“ Als die Bomben einschlugen, herrscht Panik. Doch als sich der Rauch lichtet, wird klar: Alle leben. Trotzdem ist es Tatsache: Das Spital ist unbrauchbar. Es fehlt an Wasser, Strom, Hygiene.

Eine Notlösung muss her – und kommt an einem unerwarteten Ort: Die Hofburg in der Wiener Innenstadt wird den Schwestern als Ausweichquartier angeboten. Heute befindet sich die Österreichische Nationalbibliothek in diesen Räumen. Damals wurden dort Kriegsverletzte, orthopädisch erkrankte Kinder und Zivilist:innen versorgt



Sr. Christamaria hat viele Jahre auf der Kinderstation des Krankenhauses gearbeitet. Hier ist sie neben einem Bild von ihr als Krankenschwester zu sehen.



Sr. Maria Theresia Puchinger kennt die Chroniken der Schwestern im Orthopädischen Spital Speising wie keine andere.

– unter extrem schwierigen Bedingungen: Gipszimmer auf dem Stiegenabsatz, Operationsräume ein paar Treppen weiter, Krankensäle mit bis zu 60 Betten.

„Wir hatten nichts. Kein Wasser, keine Infrastruktur. Alle Betten belegt. Es war eine arme Zeit“, erinnert sich Sr. Christamaria. Sie selbst ist als junge Schwester vorrangig auf der Kinderstation im Einsatz gewesen. „Wir haben Windeln gewaschen und diese überall im Stiegenhaus aufgehängt, damit wir am nächsten Tag wieder genügend Windeln für die Kinder hatten.“

„Die Schwestern haben sich um die Verwundeten, Amputierten, Sterbenden gekümmert – immer auch im christlichen Sinne. Sie hatten oft Sorge, dass sie nicht genügend Essen für die Patienten haben. Schwestern sind mit dem Schubkarren aufs Land gegangen und haben Lebensmittel geholt – öffentlichen Verkehr gab es damals nicht, es war alles kaputt“, erinnert sich Sr. Maria Theresia an Auszüge in der Chronik. Einmal berichtet die Chronistin von gespendeten Eiern:

„Wenn in späteren, besseren Jahren die Chronik gelesen wird, denkt man vielleicht: Was sind 150 Eier für 220 Patienten, und ist das so ein Ereignis, dass das in der Chronik verzeichnet wurde?“

Gefährliche Nähe: Die Hofburg im Visier der SS

Mit dem Vorrücken der Alliierten im April 1945 entsteht eine neue Gefahr: Die SS plant, die Hofburg zu sprengen. Sprengstoff und Benzinfässer liegen schon im Keller bereit. Dass es nicht zur Sprengung kommt, ist eine weitere glückliche Fügung in dieser ohnehin wundersamen Geschichte.

Das russische Militär übernimmt das Kommando in der Hofburg. Das ist sowohl für die Schwestern als auch für die russischen Soldaten eine neue Erfahrung. In der Chronik ist zu lesen:

„Manche staunten uns an wie ein Weltwunder, sie hatten in ihrem Leben noch keine Schwestern gesehen. Es war ihnen ein Rätsel, dass wir nicht verheiratet waren, wir trugen doch einen Ring.“

Elf Jahre lang betreiben die Steyler Missionsschwestern das Krankenhaus in der Hofburg. 1956 übersiedelt die Einrichtung an den heutigen Standort in Wien-Speising und ist seitdem als Orthopädisches Spital Speising bekannt.

Erinnerung als Auftrag

Heute, 80 Jahre später, sehen beide Schwestern die Weitergabe dieser Erfahrungen als wichtige Aufgabe. „Die Jugend muss wissen, wie schlimm Krieg ist, sie muss vertraut sein mit der Geschichte“, sagt Sr. Maria Theresia, „es gibt nur noch wenige, die davon erzählen können, was für eine schreckliche Zeit das war.“

Mit Blick auf die aktuellen Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten gewinnen ihre Erinnerungen eine bedrückende Aktualität. „Wenn man sieht, was dort passiert – Bomben, Kälte, Menschen auf der Flucht. Das ist wie damals“, sagt Sr. Christamaria.



ORDEN ON AIR



Podcast mit
Sr. Maria Theresia Puchinger
und Sr. Christamaria Mattes



Hoffnungsträgerin: Sr. Elija Maria von der Gegenwart Gottes, Priorin der Karmelitinnen Maria Jeutendorf.

„Ich muss jetzt einfach Mensch sein“

von Elisabeth Mayr-Wimmer

Sr. Elija Maria Kreimel ist Hoffnungsträgerin – im Karmelitinnenkloster Maria Jeutendorf und darüber hinaus. Als Priorin führt sie ihre Gemeinschaft mit Klarheit, Gottvertrauen und einem offenen Blick für die Menschen. Ihre Hoffnung zeigt sich nicht in Worten, sondern in Haltung und gelebter Verantwortung.

Vorweg eine Warnung: Wer mit Sr. Elija Maria Kreimel über Hoffnung spricht, könnte sich anstecken. Die 62-jährige Priorin der Karmelitinnen von Maria Jeutendorf nahe St. Pölten ist überzeugte Optimistin, gottverbundene Seelsorgerin und Hoffnungsträgerin für ihre Gemeinschaft. Die Klausur versteht sie nicht als Rückzug, sondern als Einladung zum Menschsein.

Seit 32 Jahren lebt Sr. Elija Maria im Kloster, aktuell zum dritten Mal als Priorin. Von außen wirkt das Kloster still und zurückgenommen – ein Ort der Kontemplation. Wer aber mit Sr. Elija Maria spricht, trifft auf eine Frau, die mitten im Leben steht: direkt, geerdet, nie um ein klares Wort verlegen. „Es wird wirklich Zeit, dass Jesus wiederkommt“, sagt sie. Und: „Ich glaube, dass ohne ihn gar nichts geht.“

Hoffnung in der Klausur

Die Karmelitinnen in Maria Jeutendorf leben in Klausur – als Rahmen für das, was für sie im Zentrum steht: die Freundschaft mit Gott. „Oft wird Kontemplation mit Klausur gleichgesetzt. Für uns ist die Klausur das Korsett, das uns den Weg in die Kontemplation ermöglicht.“ Mindestens zwei Stunden täglich widmen sie dem stillen Gebet, der inneren Beziehung zu Gott.

Doch Klausur bedeutet auch Abgrenzung. „Wir gehen nicht einfach so hinaus. Nur wenn es notwendig ist, verlassen wir das Kloster.“ Arzttermine, Besorgungen, wichtige Begegnungen – alles folgt festen Regeln. Doch eingesperrt fühlen sich die Schwestern nicht. Sr. Elija Maria: „Wenn ich mich eingesperrt fühlen würde, wäre ich am

falschen Platz. Die Klausur ist kein Rückzug vom Leben, sondern ein Rahmen, der uns hilft, Mensch zu bleiben.“

Ein Leben in Freundschaft

Diese Haltung prägt das Miteinander in der Gemeinschaft. „Wir haben viel daran gearbeitet, dass wir gut miteinander sprechen können. Die Freundschaft verbindet uns.“ Jedoch: „Zuerst muss ich mit mir selber auch Freund sein können“, sagt Sr. Elija Maria. Diese innere Beziehung sieht sie als Voraussetzung für jede andere – auch für gelebte Gemeinschaft.

Veränderung mit Haltung

Sr. Elija Maria stammt aus der Gegend. Sie kennt die Menschen, die Sprache, die Gegebenheiten. Als sie ins Kloster kam, brachte sie Veränderungen mit – in kleinen Dingen, aber mit großer Wirkung. Sie vereinbarte ihre Arzttermine selbst, nicht wie üblich über die Schwester an der Pforte. „Sonst verlerte ich das doch.“ Sie weigerte sich, außerhalb des Klosters den Kopf zu senken: „Die Leute kennen mich doch. Es wäre seltsam, wenn ich sie jetzt als Ordensfrau plötzlich nicht mehr grüße.“

Langsam und im ständigen Austausch miteinander wurden die Klausurregeln „dem Leben und dem Menschsein“ angepasst. Das begann bereits unter ihrer Vorvorgängerin und wird von Sr. Elija Maria fortgesetzt. Wo früher Strenge herrschte, setzt die Gemeinschaft jetzt auf Menschlichkeit. Etwa, wenn es um den Abschied von Angehörigen geht: „Dass manche Schwestern früher nicht einmal zur Beerdigung ihrer Eltern durften, hat sie bis zum



Ein Leben in Freundschaft – zueinander und zu Gott: Die Karmelitinnen von Maria Jeutendorf mit Sr. Erika Maria Radner (Mitte), die am 26. April ihre Ewige Profess ablegte.

Lebensende belastet. Heute sagen wir: Der Abschied ist wichtig.“

Mensch sein in der Klausur heißt für Sr. Elija Maria, dass das Herz offen bleibt – für die Mitschwestern, aber auch für die Menschen draußen.

„Einfach Mensch sein“

Das Karmelitinnenkloster ist Teil der Pfarre, und die Ordensfrauen nehmen auch – sofern es sich mit ihrem Lebensstil vereinbaren lässt – am Pfarrleben teil. Ein prägendes Beispiel war das Erntedankfest 2024 – wenige Tage nach dem Hochwasser. Die Pfarre war überfordert, niemand wollte feiern. „Die Menschen wollten kein Fest. So viele hatten vieles verloren.“ Die Schwestern luden trotzdem zu einer kleinen Agape: Am Kirchplatz, außerhalb der Klausur, gab es Saft, selbstgebackene Striezel und Weckerl. „Auch wenn es außerhalb der Klausur war, sagte ich zu meinen Schwestern: Ich muss jetzt einfach Menschen sehen.“

„Komische Typen da oben“

Seit dem Jahr 2000 veranstaltete das Kloster regelmäßig einen Tag der offenen Tür: „Die Leute waren neugierig, was die ‚komischen Typen da oben‘ machen“, erzählt Sr. Elija Maria. Bis jetzt räumen die Schwestern mit Vorurteilen auf: „Am häufigsten hörten wir: ‚Ihr lacht ja!‘ Als wäre es undenkbar, dass Ordensfrauen glücklich sind. Aber wir sind es.“

„Dem, der nicht fragt, wird nicht geholfen“

Die Hostienbäckerei, die im Kloster betrieben wird, sichert das Einkommen der Gemeinschaft. Mit einem öffentlichen Appell an die Pfarren, Hostien möglichst regional zu beziehen, erreichte Sr. Elija Maria sogar mediale Aufmerksamkeit. „Wenn du was willst, musst du darum bitten. Dem, der nicht fragt, wird nicht geholfen.“

Als etwa die ständige Instandhaltung des Klosters ein immer größerer Brocken wurde, zögerte sie nicht, den Bürgermeister um Hilfe zu bitten. Daraufhin haben sich zahlreiche Freiwillige gemeldet, die den Schwestern zur Hand gehen: Gärtner, Installateure, Techniker. Eine Hilfe, für die die Priorin zutiefst dankbar ist. „Die Leute sagen dann, das ist ihre Spende an uns.“

Hoffnung in den Menschen

Hoffnung schöpft die Priorin nicht nur aus dem Glauben, sondern auch aus der Erfahrung mit anderen Menschen. „Es gibt so viele, die Gutes tun – aber in den Nachrichten hört man davon kaum etwas. Dabei ist so viel Leben, so viel Aufbruch da.“

Wenn sie über den Zustand der Welt spricht, bleibt Sr. Elija Maria ehrlich: „Jahrhundertlang war das Gottesbild eines, das Angst gemacht hat – ein Gott, der straft.“ Heute ist ihr Zugang ein anderer: „Ich bin mir sicher, dass Jesus seinen Weg zu den Menschen finden wird. Und vielleicht ist auch die Not eine Gnade. Um zu dem Gott zu kommen, der unser Freund ist – nicht einer, der Angst macht.“

Herzensschwestern

Aktuell gehören sieben Schwestern zur Gemeinschaft. Am 26. April 2025 band sich Sr. Erika Maria dauerhaft an das Kloster. Für die Priorin Sr. Elija Maria ist das ein starkes Zeichen der Hoffnung – und der Freundschaft. „Wir sehen nicht nach draußen, ob unser Dasein Frucht bringt. Deswegen ist es umso wichtiger, dass wir treu in unserem Leben bleiben.“ Einmal fragte ein Kind, ob die Schwestern richtige Schwestern seien. „Als ich erklärte, dass wir geistliche Schwestern sind, meinte es: Dann seid ihr Herzensschwestern.“ Ein Wort, das geblieben ist – weil es genau das ausdrückt, was die Gemeinschaft lebt. ☺



Wo Kirche tagtäglich erlebbar wird: Im Ordensklinikum Linz gehen mehr Menschen ein und aus als in einem Dom.

Auf Hoffungsvisite

von Markus Lahner

Es gibt Orte, die man lieber nur von außen sieht – Krankenhäuser gehören definitiv dazu. Und doch lässt es sich manchmal nicht vermeiden, hier eine mögliche Erkrankung abklären zu lassen oder sich einer wichtigen Behandlung zu unterziehen. Da ist es beruhigend zu wissen, dass in Ordensspitälern wie dem Ordensklinikum Linz oder dem Franziskus Spital in Wien nicht nur Spitzenmedizin gewährleistet ist, sondern auch Menschlichkeit, Nähe und Zuwendung. So kann auch in schwierigen Zeiten immer wieder Hoffnung aufkeimen.

„Seht, ich habe euch gesagt, dass wir die Menschen froh machen müssen!“ Dieses Zitat der Hl. Elisabeth von Thüringen, die ihr Leben ganz in den Dienst der Nächstenliebe für Arme und Kranke stellte, ist auch heute noch Auftrag und Sendung für die Ordensgemeinschaft der Elisabethinen in Linz und in Wien. Im Ordensklinikum Linz und im Franziskus Spital in Wien, die sie gemeinsam mit der Vinzenz-Gruppe bzw. den Hartmannschwwestern betreiben, begleiten und betreuen die Ordensfrauen Menschen in schweren Zeiten. Sr. Barbara Lehner, Generaloberin und Geschäftsführerin der Elisabethinen Linz-Wien, gewährte den OrdensNachrichten persönliche Einblicke in ihr segensreiches Wirken.

Hoffnung ist mehr als Optimismus

Auf die Frage, wie es ihr gelingt, inmitten des herausfordernden Spitalsalltags Hoffnung auszustrahlen, verweist Sr. Barbara allem voran auf ihr spirituelles Leben. „Ich brauche einen stillen Ort für mein Gebet und hole mir Kraft aus der täglichen Eucharistiefeier.“ Aber auch „das gute Netz an Menschen rund um mich“ ist eine wichtige Kraftquelle für sie.

Was Hoffnung für sie persönlich bedeutet? „Hoffnung ist nicht einfach nur Optimismus. Es ist das Vertrauen, dass hinter allem immer noch jemand steht, der die Sachen lenkt und sie fügt“, ist die Ordensfrau überzeugt.

Ordensspital als „Dom“ von heute

Dass dieses Vertrauen auch erschüttert werden kann, gehört leider zum Spitalsalltag dazu. „In medizinisch ausweglosen Situationen bin auch ich manchmal sprachlos und weiß keine Worte“, gibt Sr. Barbara unumwunden zu. Gerade dann sei es aber umso wichtiger, auf diese kranken Menschen zuzugehen und ihnen nahe zu sein. „Wir setzen unsere ganze Energie dafür ein, um Schwerkranken und Menschen am Ende des Lebens nicht alleine zu lassen und ihnen beizustehen. Für die Betroffenen kann gerade diese Zuwendung und mitfühlende Begleitung zu einem Zeichen der Hoffnung werden.“

Ob sie Hoffnung hat, wenn sie in die Zukunft blickt? „Ja, auf jeden Fall. Dabei wünsche ich mir sehr, dass Ordensspitäler und auch -schulen weiterhin Bestand haben“, sagt Sr. Barbara. Sie sieht in diesen Ordenseinrichtungen einen wichtigen Dienst im Auftrag des Evangeliums und ist überzeugt, dass Kirche hier für viele Menschen noch am ehesten erlebbar wird. Diese Aussage unterstreicht sie mit einem eindrucksvollen Vergleich: „Über die Schwelle unseres Krankenhauses gehen täglich deutlich mehr Menschen als in einen Dom!“

Botschaft der Hoffnung

Welche Hoffnungsbotschaft Sr. Barbara den Leser:innen der OrdensNachrichten mit auf den Weg geben möchte? „Dass man immer von vorne beginnen kann und eine neue Chance bekommt“, so ihr Credo. Starke Worte von

einer starken Frau, der wir viel Kraft und Gottes Segen für ihr wichtiges Wirken wünschen! ☺



Sr. Barbara Lehner

Sr. Barbara Lehner wurde 1957 in Kollerschlag in Oberösterreich geboren, 1974 trat sie in den Orden der Elisabethinen ein. 1992 übertrug ihr der Orden die Leitung der Schule für Gesundheits- und Krankenpflege, die sie bis 2012 innehatte. 2006 wurde Sr. Barbara als Generalvikarin Stellvertreterin der Generaloberin. Seit 2012 ist sie selbst Generaloberin und leitet mit zwei weiteren Geschäftsführern die Holding „die elisabethinen linz-wien gmbh“.

Die „Sieben Elisabethinischen Grundsätze“ als Hoffnungsimpulse

Schon vor der Gründung des Ordensklinikums, als die Zahl der geistlichen Schwestern im Ordensspital der Elisabethinen abnahm, setzten sich die Schwestern, der Pastoralkreis und Mitarbeiter:innen mit dem Thema des weiteren Wirkens im Geist der Hl. Elisabeth auseinander. Basierend auf den Werken der Barmherzigkeit wurden folgende Grundsätze formuliert*:

- **Hungrige speisen** – Essen ist Ausdruck der Gastfreundschaft.
- **Durstige tränken** – Quellen erschließen, die die Lebensqualität fördern.
- **Fremde beherbergen** – Fremden offen begegnen bereichert.
- **Nackte kleiden** – wertschätzende Fürsorge gibt Schutz und Würde.
- **Kranke besuchen** – Begegnung respektvoll gestalten.
- **Gefangene befreien** – sensibel Einschränkungen wahrnehmen eröffnet neue Lebensperspektiven.
- **Tote begraben** – Sterbende und Trauernde einfühlsam begleiten.

*Die Erweiterung nach dem Gedankenstrich der sieben Werke der Barmherzigkeit ist die Aktualisierung in den „Elisabethinischen Grundsätzen“.





Helfen und Hoffnungsfunken säen – FRANZ HILF

von Elisabeth Mayr-Wimmer

Ob Ukraine, Amazonas oder Niederösterreich – dort, wo Menschen Hilfe und Hoffnung brauchen, ist FRANZ HILF – Franziskaner für Menschen in Not zur Stelle. Unter der Leitung von P. Oliver Ruggenthaler engagiert sich das Auslandshilfswerk der Franziskaner mit Herz, Verstand und spirituellem Tiefgang für eine gerechtere Welt. Was 2012 begann, ist heute ein professionell geführter Verein mit globaler Wirkung.

Vom Missionsauftrag zum Hilfswerk

Die Mission steckt schon im Namen: FRANZ HILF. Seit zwölf Jahren leitet P. Oliver Ruggenthaler das Auslandshilfswerk der Franziskaner. „Wir sind ein Verein, entstanden aus der Missionsprokura, die wir auf professionelle Beine gestellt haben.“ Hilfe und Know-how holte er sich dabei von der Partnerorganisation „Franziskaner helfen“ in Bonn, die es seit 40 Jahren gibt. Mittlerweile arbeiten noch zwei weitere Brüder sowie eine Pensionistin bei FRANZ HILF. Die Arbeit wird immer mehr und trägt viele Früchte. So wurden 2024 weltweit 121 Hilfsprojekte in 31 Ländern unterstützt mit einem Spendenvolumen von knapp zwei Millionen Euro; viel Geld, mit dem viel bewirkt wird.

Zahlen, Regionen, Schwerpunkte

Die Projekte folgen sowohl geografischen Schwerpunkten – etwa in Osteuropa und dem globalen Süden – als auch thematischen: Frauen- und Menschenrechte, Umwelt, Wasser und Gesundheit stehen im Fokus. Eines haben sie

alle gemeinsam: Engagierte franziskanische Präsenz vor Ort, direkt bei den Menschen, denen es nicht gut geht, die an den Rändern der Gesellschaft und der Welt leben. Oder dort, wo akut Hilfe gebraucht wird: Seit dem Beginn des Angriffskrieges auf die Ukraine fließt viel Arbeit in die Ukraine-Nothilfe. Ebenso 2023 nach dem verheerenden Erdbeben in der Türkei und Syrien. Gerade in solchen Fällen reagieren viele Spender:innen schnell. Das treibt das Spendenaufkommen kurzfristig deutlich in die Höhe.

Spenden mit Gütesiegel – auch im Inland

Ein Novum im Jahr 2024 war, dass nach dem Jahrhunderthochwasser in Niederösterreich erstmals auch Hilfe im Inland geleistet wurde. Auch das lassen die Statuten von FRANZ HILF zu. Diese müssen streng befolgt werden, da der Verein Träger des Spendengütesiegels ist. Das sei vielen Spender:innen wichtig, weil es für Transparenz und Vertrauen steht, erklärt P. Oliver. Auch auf der Website und in den Mailings wird konkret auf das Gütesiegel hingewiesen.



» Wir suchen immer neue Wege, um zu helfen, damit die Hilfe auch dort ankommt, wo sie gebraucht wird. «

Das „Krankenhausschiff“ befährt die schwer zugänglichen Amazonasregionen und bringt dort die dringend benötigte Gesundheitsversorgung.

Konkrete Projekte für Mailings

In den Mailings, die P. Oliver selbst verfasst, wird um Hilfe für konkrete Projekte gebeten. „Das ist für die Transparenz wichtig. Jedes Projekt hat eine genaue Beschreibung, ein Budget und einen Projektpartner, der namentlich erwähnt wird.“ Das schafft Beziehung, auch wenn die Länder und Menschen geografisch weiter weg sind.

Erfahrungsgemäß gibt es Projekte, für die besonders gerne gespendet wird, wie etwa, wenn ein neuer Brunnen gebaut werden soll. „Die Menschen wissen: Wasser ist Leben.“ Nicht selten wird ein Brunnen von einem einzigen Spender komplett übernommen.

Geistlicher Antrieb und franziskanische Haltung

„Es liegt einfach in der franziskanischen DNA, direkt bei den Menschen zu sein, die auf unterschiedliche Weise benachteiligt sind“, fasst P. Oliver zusammen. Deswegen lässt sich franziskanische Präsenz und Helfen nicht trennen. „Unsere Mission lässt sich spirituell erklären“, so P. Oliver Ruggenthaler. „Prägend für den hl. Franz von Assisi war seine Begegnung mit den Aussätzigen vor Assisi. Er sah in ihnen das Antlitz Christi. Und das ist bis heute unser Antrieb: In den von der Gesellschaft Ausgesetzten Christus sehen und ihnen begegnen.“ Die Menschen in Notsituationen sind in besonderer Weise das Antlitz Christi. Und für P. Oliver auch Hoffnungsträger.

„Ja, wir können Menschen unterstützen, aber die Hoffnung keimt dann dort auf, wo ich merke, dass jemand den von uns zugeworfenen Ball auch annimmt, und dann geht das Spiel los: Die Menschen kommen selber in Gang und wollen was erreichen und selber Hoffnungsträger werden“.

Hilfe zur Selbsthilfe ist das Ziel von FRANZ HILF. „Das ist nachhaltig. Der Hoffnungsfunkel muss überspringen“, ist P. Oliver überzeugt.

Innovative Wege suchen

„Wir suchen immer neue Wege, um zu helfen, damit die Hilfe auch dort ankommt, wo sie gebraucht wird.“ Dabei geht der Orden innovative Wege, wie beim „Krankenhausschiff“, das die schwer zugänglichen Amazonasregionen befährt und dort dringend benötigte Gesundheitsversorgung anbietet. Sogar kleinere Operationen werden dort durchgeführt. Mittlerweile wurde ein zweites Schiff umgebaut, das bald zum Einsatz kommt.

terrAssisi-Fonds: ethische Geldanlage

Nicht nur bei Projekten, sondern auch in der Finanzierung beschreiten die Franziskaner innovative Pfade. Mit den „terrAssisi-Fonds“ können Kunden ihr Geld ethisch anlegen. Die Rendite ist auch für die Finanzierung von Projekten für FRANZ HILF wichtig.

Werkzeug des Friedens

Wenn 700 Kinder einer franziskanischen Schule im nordindischen Guwahati – aus unterschiedlichsten religiösen Traditionen – gemeinsam im Schulhof beten: „Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens“, dann wird deutlich, dass die Arbeit von FRANZ HILF nicht nur konkrete Hilfe leistet, sondern auch den Grundstein für ein friedliches Miteinander und eine hoffnungsvolle Zukunft legt. ☺



Iris Fichtinger

Referentin für Archive und Mitarbeiterin
in der Vereinigung Katholischer
Kindertagesheime (KKTH)



Warum arbeitest du für die Österreichische Ordenskonferenz?

Aus einem befristeten Archivprojekt entwickelte sich glücklicherweise eine fixe Anstellung und somit bin ich seit 2019 Teil einer wertschätzenden Bürogemeinschaft.

Was reizt dich an deinem Aufgabengebiet?

Ich habe mehrere Aufgabengebiete – sei es im Sekretariat der Vereinigung Katholischer Kindertagesheime, im Bereich Kultur und Dokumentation oder als Archivarin im Büro. Daraus entstehen vielfältige und bereichernde Begegnungen mit anderen Menschen.

Was gefällt dir am meisten an deiner Arbeit?

Die gemeinsame Arbeit an Zielen und die gute Kommunikation mit den Orden und deren Mitarbeiter:innen. Auch die Möglichkeit, sich weiterbilden zu können ist für mich persönlich wertvoll.

Wie und wo schöpft du in deiner Freizeit Energie?

Bei Spaziergängen in den Weinbergen in meiner Heimat in Niederösterreich und Treffen mit Familie und Freunden bei einer Tasse Kaffee.

Hast du ein Lebensmotto?

Lebensweisheit meiner Oma: Gehe deinen Weg und wachse an deinen Fehlern.

Dein liebstes Reiseziel?

Es muss nicht immer eine weite Reise sein; auch in Österreich lässt sich immer wieder Neues entdecken.

Welcher Film hat dich zuletzt am meisten beeindruckt?

„Der Buchspazierer“ von Regisseur Ngo The Chau.

Welches Buch hat dich zuletzt beeindruckt?

Der Roman „Die alte Johanna“ von Renate Welsh.

Welche:r Musiker:in oder welche Band hat dich am meisten beeinflusst?

In jeder meiner Lebensphasen gab/gibt es unterschiedliche Musiker:innen, die mich geprägt haben oder prägen. Die Beatles sind allerdings immer ein „Dauerbrenner“.

Wirksam sein bedeutet für mich ...

... gemeinsam nach Lösungen zu suchen, auch wenn der Weg nicht immer klar vorgegeben ist und die Situation schwierig erscheint.



Oblaten der makellosen Jungfrau Maria / P. Christoph Heinemann OMI

Am 29. Jänner 2025 wurde P. Christoph Heinemann zum neuen Provinzial der Mitteleuropäischen Provinz der Oblaten der makellosen Jungfrau Maria ernannt. Er trat sein Amt am 11. Mai 2025 für eine Amtszeit von drei Jahren an.



Erzabtei St. Peter / Erzabt Jakob Auer OSB

Am 15. Februar 2025 wählte die Gemeinschaft der Salzburger Erzabtei St. Peter Jakob Auer zum neuen Erzabt. Er folgt in dieser Position Erzabt Korbinian Birnbacher nach. Dieser wird bis zur nächsten Wahl Ende November 2025 Vorsitzender der Österreichischen Ordenskonferenz bleiben.



Stift Seitenstetten / Abt Petrus Pilsinger OSB

Am 25. Februar 2025 hat der Konvent des Stifts Seitenstetten Abt Petrus Pilsinger für eine zweite Amtszeit wiedergewählt. Seine neue Amtsperiode erstreckt sich bis zur Vollendung des 70. Lebensjahres im Jahr 2034.



Mariannhiller Missionare / P. Christoph Eisentraut CMM

Die Mariannhiller Missionare in Deutschland, Österreich und der Schweiz schlossen sich am 2. März 2025 zur neuen Provinz Mitteleuropa zusammen. Zum ersten Provinzial wurde der bisherige deutsche Provinzial und Regionalobere von Österreich, P. Christoph Eisentraut, ernannt.



Stift Lilienfeld / Abt Pius Maurer OCist

Anfang April 2025 wurde Abt Pius Maurer von seinen Mitbrüdern für weitere sechs Jahre als Abt des Stiftes Lilienfeld bestätigt.



Erzabtei St. Peter / P. Virgil Steindlmüller OSB

Am 12. April 2025 wurde P. Virgil Steindlmüller vom neuen Erzabt Jakob Auer zum neuen Prior der Erzabtei St. Peter in Salzburg ernannt.



Orden und Demokratie

Abt Reinhold Dessl OCist

Mitglied des Vorstands der
Österreichischen Ordenskonferenz



Was mich in den letzten Wochen am meisten bewegt hat, waren natürlich der Tod von Papst Franziskus und die Neuwahl von Papst Leo XIV. Aber es ist heuer nicht nur ein Papst gewählt worden, sondern auch eine ganze Reihe von neuen Äbten in Österreich. Es hat schon lange nicht mehr so viele Abtbenediktionen gegeben wie in diesen Monaten. Den feierlichen Segnungen mit der Anteilnahme vieler sind demokratische Wahlen vorausgegangen, denn Abt oder Propst wird man bekanntlich ja nicht erst durch die Benediktion, sondern durch eine demokratische Wahl. Allein die Tatsache, dass ich von den sieben regierenden Äbten in der Diözese Linz nach meinen zwölf Amtsjahren nun der physisch älteste bin und der zweit-älteste nach Dienstalster, zeigt doch, dass es in den klösterlichen Gemeinschaften noch gewisse Reserven gibt ...

In einer Zeit, wo autoritäre Systeme zunehmen und weltweit die Demokratie eine große Herausforderung erlebt, dürfen wir die Wahlen in unseren Frauen- und Männerklöstern und den Gemeinschaften des geweihten Lebens bewusst als Zeichen gelebter Demokratie sehen. Nicht nur beim Konklave in Rom, sondern auch in den Orden haben sich demokratische Elemente durch all die Jahrhunderte hindurch bewahrt.

Bei all diesen kirchlichen Wahlen gibt es Vorbereitungen, Fragen und Überlegungen, zugleich ruft man kräftig den Heiligen Geist an und betet um gute Entscheidungen. Und irgendwann stimmt man dann ab und vertraut, dass sich dieser Geist Gottes in der „Weisheit der vielen“ kundtun möge. Die Bischofswahlen in der frühen Kirche haben wohl so ähnlich funktioniert ... Papst Franziskus hat noch vom Krankenhaus aus den synodalen Prozess verlängert und eine Kirchenversammlung im Vatikan für Oktober 2028 ausgerufen. Manche können das Wort „synodal“ schon gar nicht mehr hören, andere wieder sehen im synodalen Vorgang den „Normalfall“ der Kirche. Der hl. Benedikt hat hier vor 1500 Jahren klare Vorkehrungen getroffen, nicht nur für die Abtwahl, sondern auch für die Beratungen, die ein Abt immer wieder initiieren muss.

Ich wünsche dem Ordensmann Papst Leo Gottes Segen für sein Amt, aber auch allen neu-gewählten und in ihrem Amt bestätigten Ordensober:innen (dazu gehöre auch ich) viel Kraft, Ausdauer und Gottes Geist! Genauso wünsche ich aber auch der Demokratie Beständigkeit! 🍷

ON geht kostenlos an Ordensleute und leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Tätigkeitsbereichen der Orden wie Ordensspitäler, Pflegeheime und Kurhäuser, Ordensschulen, Kulturgüter, Katholische Kindertagesheime, Bildungshäuser, Interessierte sowie Medienschaffende und Entscheidungsträger:innen.

Österreichische Post AG MZ 022033264 M
Ordenskonferenz Österreich,
Freyung 6/1 /2/3, 1010 Wien